

Es fing alles damit an, dass Bertschie Bückling bei seiner Geburt ins Wasser fiel. Um genau zu sein, fiel er in den Fluss, just in dem Augenblick, als seine Mutter – eine hochgebildete, hochanständige und hochschwangere Frau – selbigen zu überqueren versuchte. Mit dem Boot, wie gewöhnlich. Den linken Fuß fest gegen die Uferböschung gepresst und den rechten noch auf dem Kahn, spürte Berta Bückling plötzlich, dass sich etwas in ihr löste, dass es jetzt, genau jetzt, soweit war, und dass es innezuhalten galt, hier, an diesem Ort, den der Allmächtige in einem seiner unerklärlichen Ratschlüsse für sie auserwählt hatte. Und so blieb sie stehen und nahm nicht die Hände, die sich ihr darboten, männlich, allzu männlich, am Ufer wie auf dem Kahn, sondern griff in die geschlitzte Weißware unter ihrem Rock, griff mit beiden Händen hinein und riss sie auf und entzwei.

Es war die irdischste aller Erlösungen – und Bertschie Bückling war ein Teil von ihr.

Ein Akt gravitatorischer Gefolgsamkeit, begleitet von einer reißerisch umherzwirbelnden Nabelschnur, an deren Ende ein kleiner schmieriger Schreihals über dem ungerührt dahinfließenden Wasser schwebte, indes seine Mutter die Hände vors Gesicht schlug und in die Knie ging.

Es war dies der Augenblick, in dem der Mann am Ufer zu taumeln begann und der auf dem Kahn ohnmächtig folgte.

Bertschie Bückling aber verstummte – und kurz darauf war seine Geschichte in aller Munde.

»Er ist einfach aufgetaucht. Wie eines dieser Schiffe ...«

»Der ganze Fluss hat gebrodelt.«

»Er ist aus dem Wasser zu uns gestiegen.«

Und dergleichen mehr.

Bertschie Bückling aber hasste das Wasser. Vom ersten Moment an. Und als ihn der Pfarrer ein paar Tage später zu Bündniszwecken in selbiges tunkte, ließ er seinen Tränen sogleich freien Lauf. Doch waren die nur fürs erste Versenken. Dem zweiten Abgang folgte sodann ein gezieltes Gesabber, und als Bertschie Bückling zum dritten Male auftauchte, hatte er bereits einen lauwarmen Strahl auf den Kirchenmann gerichtet.

Wenig später hatten allerlei Mündler der Geschichte von Bertschie Bückling ein weiteres Kapitel hinzugefügt, und nicht einmal seine Mutter, eine Frau, die im Augenblick der Niederkunft beschlossen hatte, sich – mit Ausnahme ihres Bertschies – sämtliche Männer und ihre Ge-



schichten für den Rest ihres Lebens vom hochgeschnürten Leib zu halten, kam umhin, ihrem »Schaumgeborenen« davon zu erzählen. Jahr für Jahr, immer am Tag seiner Taufe.

Bertschie vernahm ihre Worte mit wachsendem Stolz, allein, es gelang ihm nie zu entscheiden, ob er an diesem Tag nun gewonnen oder verloren hatte. Und das war schließlich, worum es ging. Von Anfang an.

Was er dagegen sehr wohl wusste, war, dass es keinen Sinn machte, mit Wasser gegen Wasser vorzugehen. Und so beschloss er, nachdem er die Geschichte zwei Dutzend Male gehört und darüber vielleicht nicht sonderlich groß, dafür aber vollkommen erwachsen geworden war, eine Brücke zu bauen. Eine Brücke, die die beiden Orte der Kirchgemeinde miteinander verband, dabei aber jeglichen Kontakt mit dem Wasser vermie. Eine Brücke ohne einen einzigen Pfeiler.

Ein perfekt waagerechter Strich über den Fluss, das war sein Traum. Ein Steg auf zweiunddreißig Pfählen, die oben grün wurden und unten verfaulten, das war, was sich machen ließ. Zumindest fürs erste. Denn nachdem der Steg im Jahre zwölf seines Bestehens von einem unsagbar gewöhnlichen Frühjahrshochwasser hinweggeschwemmt worden war (es wurde lediglich bemerkt, der Steg sei »komplett abhanden gekommen«, woraufhin das Gerücht aufkam, sein Niedergang sei »ungewöhnlich gleichmäßig« verlaufen und der Steg weniger weggebrochen als vielmehr »wie eine Wand ins Wasser gesackt«), begann Bertschie Bückling sogleich mit der Planung seiner – wie er es nannte – »Composition No. 1«, deren Klarheit im Entwurf ihm jedoch als Einfalt im Geiste ausgelegt wurde, woraufhin er sich ein- und seiner – wie sie nun hieß – »Composition No. 2« zwei Strompfeiler hinzufügte, welche, kaum dass die Brücke fertiggestellt war, »von feindlichen Truppen zum Zwecke der Rückzugssicherung in die Luft gesprengt wurden« (wie es offiziell hieß), indes Bertschie Bückling daran nichts Feindliches erkennen konnte und die gesamte Angelegenheit, von ein paar dicken Tränen verdeckt, als Grundlage des einen, zielsicheren Fortschritts interpretierte, auch wenn der Krieg (mal wieder) verlorengegangen war. Aber wen kümmerte das schon? Bertschie Bückling jedenfalls nicht. Er entwarf schon bald eine neue No. 1 – einen schmiedeeisernen Strich quer durch die Landschaft, den er »alleruntertänigst« verschickte und der grußlos wieder zurückkam, durchgestrichen, verworfen in einer Welt, die – so sah zumindest er es – selbst voller gerader Linien war.



Allein, noch war seine Sicht auf die Dinge nicht die allgemein gültige, war die graue Schlacke aus Zeit, die über den alten Geistern lag, stärker als er – ein riesiges, von Schimmel überpelztes Spinngewebe, das zu durchdringen ihm nur von oben gelingen würde.

Und so beugte er sich ein weiteres Mal und machte aus seiner Eins eine Zwei und rundete unter die Gerade die Bögen, die in der Mitte über einen Pfeiler ins Wasser liefen und kurz nach Fertigstellung den »eigenen« Truppen dazu dienten, dem »feindlichen« Heer den Weg abzuschneiden. Zumindest bis zum nächsten Tag. Indes, auch dieser Verlust interessierte Bertschie kein Stück. Die Fronten mochten wechseln und die Herren ebenso, der Fortschritt aber, der ließ sich nicht umkehren. Nein, er würde weitergehen und sein Ziel finden, selbst wenn jetzt Frieden herrschte und keiner eine neue Brücke zum Wegsprengen brauchte. Er, Bertschie Bückling, würde seine Composition bauen, seine erste und einzige, und sei es bis auf weiteres auch nur auf dem Papier. Er würde der Vorsehung des Fortschritts folgen und sich führen lassen, in stummer Bestimmung, so oft er in der Folge auch scheiterte, sei es am gemeinen ästhetischen Empfinden oder den üblichen monetären Missständen, an technischem Unverstand oder am architektonischen Juste Milieu – oder an allem zusammen. (»Der Entwurf der Brücke ist unvollständig. Es fehlen sämtliche Bogenelemente. Diese würden die gesamte Konstruktion zweifellos schöner, ihre bauliche Umsetzung jedoch um ein Vielfaches teurer machen. Letzterem Punkt kommt gerade unter national-ökonomischen Gesichtspunkten, d. h. beim aktuellen Stand des Produktionsvolumens von gepuddeltem Schmiedeeisen eine besondere Bedeutung zu, da, wie allgemein bekannt sein dürfte, die derzeitige Nachfrage das Angebot weit übersteigt. Überdies ergeben sich aus der zugrunde liegenden Konstruktion erhebliche statische Probleme, die sich – siehe oben – nicht dadurch lösen lassen, dass wir es anderen gleich tun und kurzerhand sagen: ›Ich bin im Besitz des Eisens, ich brauche mich mit der Statik nicht zu plagen.«)

An dem Tag, an dem ihr Sohn diesen Brief erhielt, starb Berta Bückling. Um genau zu sein, ließ sie sich sterben, und alles, was sie hinterließ, war ein zweiundvierzigjähriger Mann, der sie auf Händen runter zum Fluss trug und in ein Boot legte, mit dem er ohne zu zögern das Wasser durchschnitt und erst am darauffolgenden Tag wieder zurückkehrte, lautlos, bis auf einen einzigen Schrei am Ufer, der ihm bis ins Mark gellte,



bitter und tief, und ihn schwören ließ, dass er diesen Weg nie wieder nehmen werde, unter keinen Umständen, niemals!

Und um nichts weniger aber beschloss Bertschie Bückling noch im selben Moment allen weiteren Compositionen zu entsagen, auf dem Papier wie zwischen den Ufern, und sich ganz ins Reich des Geistes zu begeben, das rein war und der Klarheit seiner Linie eines Tages Gestalt geben würde.

Bis auf weiteres aber vergingen die Tage dreckig wie immer, was gleichsam auch heißt, dass man sich auf beiden Seiten des Fluss' mit dem Fehlen einer festen Verbindung abfand – und schon bald aus alten Gewohnheiten ein neues Geschäft machte. Eines, das Boote in allen erschwinglichen Größen ebenso umfasste wie Drahtseile für sämtliche Vorrichtungen und Zwecke, von denen manche freilich nur schwer zu erkennen, andere dagegen vollkommen unterirdisch waren.

Geändert hat sich daran bislang nichts, doch werden – die neueste Gewohnheit für ein altes Geschäft – seit dem Kirchenbrand eine Reihe *spezieller Fährleistungen* angeboten, welche allesamt zu einer ausgemacht nachtschlafenden Zeit stattfinden und wahlweise von »legalem« oder »fast legalem« Charakter sind, wiewohl auch »einstmals legale« und »bestimmt bald wieder legale« Fahren angeboten werden.

Darüber hinaus im Angebot: Aale, Angelhaken, Anlegeketten und Ausreden für nicht getätigte Kirch-, Schul- und Verwandtschaftsbesuche, wobei erstere jenes, zweitere dieses und letztere beide Ufer betreffen – ein kompliziertes System der Gewaltenteilung, fein ausbalanciert mit Hilfe des Fluss'.

Und doch wird einmal im Jahr eine Brücke erbaut, auch wenn selbige nur aus Booten besteht, die, von zwanzig Männern beider Orte gesteuert, vielleicht keine Gerade, so doch eine Linie bilden, über welche die Frauen mit einem Tablett voller Geschirr möglichst schnell zum jeweils anderen Ufer hin eilen, zehn rüber, zehn nüber und wieder zurück, gleichob man schon Männer gesehen hat, die, nachdem ihr Weib die andere Seite erreicht, stracks aus der Reihe trieben, und es um nichts weniger Frauen gab, die sich – Oh rettendes Ufer! – auf der gegenüberliegenden Seite mit einem kompletten Kaffeeservice in der Hand in die Büsche schlugen.

Ja, die Beziehungspflege nimmt mitunter seltsame Formen an, und so nimmt es nicht wunder, dass sich die Verbindungen im Laufe der Zeit zwischen den beidseits des Flusses gelegenen Dörfern auf höchst eigentümliche Art und Weise entwickelten und in einer Reihe obskurer

Wettbewerbe mündeten, von denen das stumme Steinhüpfen (auch Steinchenschellen genannt) der mit Abstand prestigereichste ist, was zweifellos daran liegt, dass die üblichen Verbalinjurien, welche derartige Wettstreite traditionell zu begleiten pflegen, im besagten Fall immanenter Teil des Spiels sind (zumindest von allen Beteiligten als ein solcher betrachtet werden), auch wenn während des Wettkampfes – größtmöglicher Gegensatz zu allen anderen Konkurrenzen – nicht eine einzige der über Jahre hinweg einstudierten Beleidigungen laut ausgesprochen wird.

Weshalb dann auch nur feinsinnige Gedichte überliefert sind.

Es ruhen die Ufer,
es flitzen die Steine,
wer das andre erreicht,
erreicht auch das seine.

Wie es Universalius auszudrücken pflegt, eben jener Universalius, der dem besten Steinchenwerfer eines jeden Jahres ein Siegeslied andichtet, ob dieser nun will oder nicht.¹

Es ist dies gleichsam auch jener Universalius, der – wer hätte das bezweifeln wollen? – auch der Erfinder besagter Disziplin ist, bei welcher es, kurz gesagt, darum geht, einem flachen Stein ein paar ausgewählte Beleidigungen für die gegenüberliegende Seite einzuschreiben und das gesamte Paket an einem bestimmten Tag im August vermittlels einer möglichst geringen Zahl an Sprüngen über den Fluss aufs andere Ufer zu schicken, was freilich nur in den wenigsten Fällen (und den meisten überhaupt nie) gelingt, weshalb sich einige eher dem Phantastischen zuneigende Geister jahrelang stillschweigend die Frage gestellt haben, was wohl die Fische bei alldem denken – selbstredend immer erst *nach* ihrem Wurf.

Ein solcher – und hier folgen wir Universalius' Schrift »Über Geschichte, Technik und Material des steten Steinwerfens«² – »stellt den Werfer vor

1 Die frühen Siegeslieder, Universalius nennt sie epische Epinikien, sind abgedruckt in: Universalius: Lithographische Epibolien, Bd. 1, S. 7–114. (Band 2 in Vorbereitung).

2 Siehe besonders Kapitel II: Spielformen, darin § 3: Stummes Steinchenschellen, Abs. 4: Lokale Traditionen, woraus auch das folgende Zitat entnommen ist.

eine Reihe von Problemen, muss er sich doch zunächst einen flachen, möglichst ellipsoiden Stein besorgen, welcher hinreichend groß ist, um den von ihm ausgewählten Spruch auf einer Seite zu fassen, gleichob der Stein auch nicht zu groß sein darf, da ein solcher dem Wasser unmittelbar zu viel Widerstand leisten und schon nach wenigen Metern untergehen, um nicht zu sagen *widerstandslos darin versinken* würde. Ist der rechte Stein dann endlich gefunden und das Sprüchlein (eine handelsübliche Schmäherei, ein wohlbegründeter Affront oder sonst eine kecke Bemerkung) draufgeschrieben, so gilt es, das Wurfobjekt mit großer Schnelligkeit und vermittelt einer möglichst hohen Eigenrotation, die sich mit etwas Übung zwischen Daumen und Zeigefinger leicht erzeugen lässt, in einem spitzen, wiewohl nicht zu spitzen Winkel ins Wasser zu werfen, wobei hinzugefügt werden muss, dass Wurf- und Wasserhöhe tunlichst wenig differieren sollten.«

Nun, hatte man besagte Lästereien dem Wurfobjekt anfänglich noch eingeritzt, so gingen die Versiertesten unter den Steinchenwerfern, welche allesamt schon mehrfach das gegnerische Ufer erreicht, bald dazu über, ihre Botschaften mit Kreide auf die Steine zu schreiben, was die Wirkung auf die Adressaten sogleich spürbar erhöhte und überdies Raum für gezielte Invektiven eröffnete, (»Der Wirt schreibt, wir stehen bei ihm in der Kreide. Beide!«), derweil man sich in den eigenen Reihen auf diese sinnreiche Art und Weise von den hiernach sogenannten Tunkern abheben konnte, zumindest für ein, zwei Veranstaltungen, denn dann hatten auch die Tunker die Kreide zu schätzen gelernt, weniger wegen ihrer Qualitäten über der Wasseroberfläche als wegen jener *darunter*, schließlich löste das knochentrockene Zeug die quälende Frage nach möglichen Offenbarungen gegenüber den Fischen in sich selbst auf.¹

Allein, mit alldem hatte Bertschie Bückling nicht das geringste zu tun.

1 Es sei an dieser Stelle hinzugefügt, dass, wie Universalis (ebd.) schreibt, »Tunker ein überaus zweifelhafter Begriff [ist], den zu verwenden bislang das Vorrecht des Religionshistorikers und Ethnologen war, auch wenn angemerkt werden muss, dass die terminologische Transformation ihren ungewussten Grund im Fehlen einer entsprechenden Bewegung vor Ort findet (und demzufolge recht eigentlich als eine solche nicht gelten kann), nichtsdestotrotz manch tunkerische Praktiken und Lehren hierzulande gewiss Anklang finden würden.«

Ein dunkle Vorahnung. Im Nach hineinbetrachtet.